

Die Sprache und das Leben

Autor(en): **E.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1913)**

Heft 6

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Sprache und das Leben.

Vom Leben des Einzelnen und vom Leben der menschlichen Gesellschaft empfängt die Sprache die Gesetze ihres Wirkens und ihrer Entwicklung. Als Ausdruck der Gefühle und als Mittel, auf die Mitmenschen einzuwirken, ist sie aufs engste mit dem Leben verknüpft und die charakteristischen Merkmale des Lebens werden auch die ihrigen sein.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, wird die Sprachwissenschaft nicht nur beim Fachmann, sondern bei jedem Gebildeten ein grosses Interesse erwecken. Denn es handelt sich da nicht um mehr oder weniger spekulative Untersuchungen über den Ursprung und die Gesetze der Fortentwicklung der Sprachen, sondern um die experimentelle Erforschung der Art, wie ihre Symbole unsere Gedanken und Gefühle wiedergeben, wie wir diese Symbole anwenden, um unsere Mitmenschen zu beeinflussen, und wie sie von diesen verstanden und aufgefasst werden.

Ein Jahrhundert lang, (seit der Entdeckung des Sanskrits) hat in der Sprachwissenschaft die historische Betrachtungsweise allein Anwendung gefunden. So glänzend die Fortschritte auf diesem Gebiete sind, so beleuchten sie doch nur eine Seite der sprachlichen Erscheinungen. Über die Gesamtstruktur einer Sprache und ihre Funktion im menschlichen Leben und in der menschlichen Gesellschaft hat uns die Linguistik bisher geringe Auskunft gegeben. Der Genfer Sprachgelehrte Ferdinand de Saussure war in seinen Vorlesungen der erste, der die Grundlagen zu einer Betrachtungsweise schuf, die experimentell vorgeht und jede historische Erwägung ausschliesst. Bevor er seine Forschungen in einem zusammenfassenden Werke niederlegen konnte, dessen Vollendung er in allzustrenger Selbstkritik immer wieder hinausschob, wurde er der Wissenschaft entrissen. Seit vielen Jahren vertritt sein Schüler und jetziger Nachfolger an der Universität Genf, Prof. Ch. Bally, eine von der Sprachgeschichte unabhängige Erforschung der Werte der gesprochenen Sprache. Sein meisterhafter „*Traité de stylistique*“*) begründete einen ganz neuen Zweig, der Sprachwissenschaft: die Lehre von den sprachlichen Gefühlswerten. Einem weiteren Publikum hat er seine Ideen in zwei Vorträgen zugänglich gemacht, die in Genf und an der Sorbonne in Paris gehalten wurden und die nunmehr in erweiterter Form den Inhalt seines Buches: „*Le langage et la vie*“ bilden.**)

Man kann den Wert dieser neuen Art der Sprachbetrachtung erst ermessen, wenn man sich überlegt, dass kein noch so einfacher und allgemeiner Gedanke von uns gedacht und ausgedrückt wird, ohne eine subjektive Veränderung zu erfahren und ohne dadurch unser Gefühl in Schwingung zu versetzen. Die Gleichung: „Zwei mal zwei sind vier“ z. B. lässt einen Arbeiter völlig gleichgültig, wenn er sie in ihrer reinen Abstraktion auffasst; anders, wenn er sich vorstellt, dass er zwei mal zwei Franken verdient hat und dass diese vier Franken eine doppelt so grosse (lies: nützliche, be-

*) Winter, Heidelberg und Paris 1909. Zwei Bände. (Früher schon [1905]: *Précis de stylistique*.)

**) Ed. Atar, Genf, und Winter, Heidelberg. 1913.

gehrenswerte) Summe ausmachen, als die beiden Summanden. Alle Handlungen unseres Lebens sind nach irgend einem bestimmten Ziel gerichtet, das uns begehrenswert erscheint; das Gemeinsame aller Menschen besteht darin, dass sie nach *dem* streben, was sie als Glück erachten; und dieses Streben spiegelt sich in der Sprache wieder: auch sie hat eine unverkennbare Tendenz, nämlich die, möglichst eindringlich, deutlich, expressiv zu sein. Die Wirklichkeit wird infolgedessen vom Sprechenden unbewusst entstellt und gefälscht. Pleonasmus, Übertreibung, Metapher, Personifikation, Ironie usw. stellen sich auch in der alltäglichen Sprache jeden Augenblick in den Dienst dieser Tendenz nach möglichst wirkungsvollem Ausdrucke. Die Gesetze der Logik gelten hier nicht und die Intelligenz ist der Sprache höchstens Mittel zum Zweck. Das Leben selbst gibt unsern Gedanken ihr Gepräge: sie sind immer mehr oder weniger subjektiv und mehr oder weniger affektbetont. Und wo sich dies nicht in der Sprache selbst äussert, da helfen Tonfall, Geste und Mimik nach. Es ist dies auch selbstverständlich: denn nichts Subjektives kann anders sein, als mehr oder weniger gefühlsbetont, und jedes Gefühl ist naturgemäss subjektiv.

Ein Gegengewicht dazu bildet die Rücksicht auf den Angesprochenen, das Ringen um sein Verständnis, seine Anerkennung, seine Zustimmung. Zwischen diesen sozialen und den erwähnten subjektiven Tendenzen pendelt die Sprache hin und her. Ihre sozialen Merkmale sind die Anpassung an die gesellschaftlichen und persönlichen Verhältnisse des Angesprochenen, an sein Alter, sein Geschlecht, seinen Stand. Die Abschwächung des Ausdrucks, der Euphemismus, die Einschränkung, die vorsichtige Ausdrucksweise entstehen aus dieser Anpassung. Hier hat die Intelligenz ihre Rolle zu spielen. Sie ist nicht die Grundlage des Sprechens und Denkens, sondern Mittel zum Zweck: Um verstanden zu werden, müssen wir unsere Gedanken zerlegen und ordnen; die Analyse bildet die Grundlage des Verständnisses. Die intellektuelle Anstrengung wird um so grösser sein, je weniger dem Verständnis durch den Zusammenhang und die Umstände vorgearbeitet worden ist. Aber die Intelligenz, die hier im Spiele ist, unterscheidet sich deutlich von unserer logischen Vernunft. Sie ist im wesentlichen *unbewusst* und *kollektiv*. Unbewusst ist für uns die Geistestätigkeit, die unsere sprachliche Anpassung, die Wahl des Ausdrucks usw. leitet, und je unbewusster sie sich vollzieht, auf desto tieferes und allgemeineres Verständnis dürfen wir rechnen.

Ebenso unbewusst arbeitet die Sprachgemeinschaft nach einem ganz bestimmten, aber allen unbekannten Plane daran, die durch das blinde Wirken der Lautgesetze entstandenen Mängel der Sprache durch Neugestaltungen auszugleichen oder gar ihnen zu begegnen. Jeder Einzelne trägt ohne sein Wissen dazu bei. Nach ähnlichen verdeckten und unbewussten Gesetzen entstehen die unzähligen, spontanen Neuschöpfungen, von denen eine Auslese berufen sein wird, die Sprache zu bereichern; alle diese Neuerungen entspringen dem Bedürfnis, eindringlicher zu wirken. Sie verlieren ihre Wirksamkeit, wenn sie allgemein gebraucht werden und müssen ihrerseits neuen Wendungen weichen. Und wie der Schriftsteller, der in seinen Werken nach Wirksamkeit und Schönheit strebt, um eine neue und originelle Ausdrucksweise ringt, so schafft sich der Sprechende

ganz unbewusst jeden Augenblick frappante Neuerungen, um das, was er sagt, eindringlicher darzulegen.

Die Materialien dieses beständigen Schaffens zu sammeln, die verschiedenen Tendenzen des Lebens in der Sprache zu beobachten, wird die Aufgabe der zukünftigen Sprachwissenschaft sein. Vor allem gilt es, sich von den Täuschungen frei zu machen, zu denen die schriftliche Fixierung der Sprache geführt hat. Auszugehen ist vom Gedanken und vom Leben, vom Sprachganzen in verschiedenen Lebenslagen, und erst von da aus zur Satzbildung, zum syntaktischen Gebilde und zur Wortwahl, zum Tonfall und bis zu den Einzelheiten der Aussprache hinabzusteigen, die im Dienste gefühlsbetonter Ausdrucksschattierungen stehen. Wichtig sind bei diesen Schattierungen auch die sprachlichen Fehler; denn auch in den fehlerhaften Wendungen von heute bereitet sich die Sprache der Zukunft vor. Die Selbstbeobachtung und die Dialektologie bieten dazu das günstigste Material, auf Grund dessen das Verhältnis der Sprache zum Leben studiert werden könnte.

Der zweite Vortrag über die Entwicklung der Sprache bietet für den Laien vielleicht noch mehr Anregung als der erste. Mit methodischem Scharfsinn deckt der Verfasser die wichtigsten Fehlerquellen solcher Forschungen auf: das Zugrundelegen der literarischen, geschriebenen Sprache, das fast unüberwindliche Bedürfnis, in jeder geradlinigen Entwicklung einen Fortschritt (oder einen Verfall) zu sehen; die ebenso verbreitete Tendenz, die Sprachen in bezug auf Wohlklang, Klarheit, Logik und Ausdrucksfähigkeit gegeneinander abzuwägen, wobei man nicht umhin kann, die Muttersprache als Norm zu nehmen oder sich durch gefühlsmäßige Erwägungen leiten zu lassen, und hinter der Sprache das Volk zu erblicken, das sie spricht, oder die Kultur, die sie vertritt.

Schaltet man alle diese Fehlerquellen aus, so muss man sich zu der Frage, ob die Sprachen im Fortschritte begriffen sind, zwar nicht verneinend, aber doch unbedingt skeptisch stellen. Die sprachliche Entwicklung führt auf keinen Fall zur Eindeutigkeit der Ausdrücke, die unserer logischen Vernunft als Idealerschiene (vergl. die künstlichen Weltsprachen). Im Gegenteil, wo ein wissenschaftliches Wort, das seiner Eindeutigkeit halber geschaffen wurde, in die allgemeine Sprache übergeht, verliert es seinen genauen Sinn und nimmt eine dehnbarere, weitere, aber dafür gefühlsbetonte, subjektive Bedeutung an (vergl. Wörter wie „Atom, mikroskopisch, unendlich, tropisch“ usw.). Die Tendenz, ausdrucksvolle, eindringliche Wörter und Wendungen zu gebrauchen, führt zu einer beständigen Neuschöpfung; aber diese nicht zu einer Bereicherung der Sprache; denn die Ausdrucksfähigkeit und Eindringlichkeit geht sehr bald verloren und die neuen Wörter und Wendungen müssen ihrerseits ersetzt werden. Auch in sozialer Beziehung ist ein Fortschritt nicht unbedingt festzustellen: das Deutsche hat in seinen dialektalen Verschiedenheiten einen Überreichtum von Ausdrücken und Formen, der der Klarheit und der Raschheit des sprachlichen Gedankenaustausches hinderlich sein muss. Das Französische dagegen ist zu einer grossen geographischen Vereinheitlichung der Sprache durchgedrungen. Aber dafür haben sich hier die Standes-, Berufs-, Milieusprachen mit ihrem speziellen Wortschatz, ihrer konventio-

nellen Phraseologie und oft sogar mit Verschiedenheiten in der grammatischen Struktur umsomehr ausgebildet; sie durchdringen sich gegenseitig und überschwemmen die Allgemeinsprache mit ihrem Reichtum, ähnlich wie im Deutschen die Dialekte.

Und endlich, was sind die 3000 Jahre der menschlichen Sprache, die wir kennen, im Vergleich zu den vorgeschichtlichen Zeiten? Keine Mundart kann uns annähernd einen Begriff von dem geben, was eine Ursprache gewesen sein mag. Wie können wir erkennen, ob wir fortschreiten oder nicht? Nur eines kann nicht verneint werden: das Streben der Menschen nach dem Bessern und ihr unumstösslicher Glaube an die Vervollkommnungsmöglichkeit in allen Dingen. Dieser Glaube ist unausrottbar und ersteht aufs neue nach allen Enttäuschungen und allen Niederlagen.

Wenn die oben skizzierten Grundgedanken nicht jeden überzeugen, so liegt es daran, dass in dieser Besprechung die reiche Fülle von Beispielen aus den verschiedenen Sprachen, die zum Interesse und zur Klarheit der Ausführungen Ballys beitragen, weggelassen wurden. Es ist auch kaum möglich, von der Mannigfaltigkeit von Anregungen, die das Buch dem Gebildeten bietet, in einer Besprechung einen Begriff zu geben; es wird es jeder am Besten selber lesen; denn von den trotz aller Knappheit und Wissenschaftlichkeit bis zum Schluss klar, spannend und mit Begeisterung geschriebenen ca. 100 Seiten birgt jede eine Fülle neuer und fruchtbarer Gedanken.

Dr. E. F.

